



Rede der Bundesministerin für Bildung und Forschung Edelgard Bulmahn

anlässlich der Preisverleihung an die Gewinner der Preisfrage 2001 "Was ist es, das in uns schmerzt?" im Rahmen der Festveranstaltung der Jungen Akademie am 29. Juni 2002 in Berlin

*Sehr geehrter Herr Dr. Kiesow,
sehr geehrte Preisträgerinnen, sehr geehrter Preisträger,
meine Damen und Herren,*

als ich gebeten wurde, die heutige Preisverleihung vorzunehmen, habe ich gerne zugesagt. Dafür gibt es viele gute Gründe. Zum einen gehört es zu den ausgesprochen schönen Aufgaben meines Amtes, Menschen zu ehren, die etwas Besonderes geleistet haben.

Aber auch die Preisfrage selbst hat mich neugierig gemacht. „Was ist es, das in uns schmerzt?“ – Im ersten Moment klingt diese Frage befremdlich und für einen Wettbewerb zu wenig konkret. Doch wenn man sich nur einige Momente Zeit nimmt und über diese Frage etwas länger nachdenkt, stellt man fest, dass sie einen wichtigen Punkt trifft. Denn wer – ohne an genaue Vorgaben oder feste Denkmuster gebunden zu sein – genau hinschaut, tief in sich hineinhört und offen ausspricht, was schmerzt, gelangt zu ganz neuen Einblicken und Einsichten. Einsichten, die oft neue und kreative Lösungswege aufzeigen.

Es gibt aber noch einen dritten Grund, warum ich heute gerne hierher gekommen bin. Mit der jährlichen Preisfrage verfolgt die Junge Akademie ein Anliegen, das auch mir sehr am Herzen liegt, nämlich den Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft weiter zu verbessern. Gleich zu Beginn meiner Amtszeit habe ich gemeinsam mit den großen Wissenschaftsorganisationen die Initiative „Wissenschaft im Dialog“ ins Leben gerufen, um Wissenschaft für die breite Öffentlichkeit besser zugänglich und verständlich zu machen.

Die Preisfrage der Jungen Akademie setzt in diesem Dialog nun einen neuen Akzent. Während bisher die Wissenschaft eine gebende und die Öffentlichkeit eine nehmende Funktion hatten, wird hier die Wissenschaft zur Empfängerin von Gedanken, Meinungen und auch Fragen, die aus der Gesellschaft selbst heraus kommen. Ich kann mir lebendig vorstellen, was für eine Herausforderung es für die Mitglieder der Jungen Akademie ist, sich einmal nicht nur mit wissenschaftlichen Fragestellungen zu beschäftigen, sondern mit Gedichten, Gemälden, Skulpturen, Kompositionen oder Essays – und sich dabei auf völlig ungewohnte Denkweisen und Ausdrucksformen einzulassen. Ich freue mich, dass die Junge Akademie dieses Experiment gewagt hat und bin sicher: Es ist für alle, die hier miteinander ins Gespräch kommen, ein großer Gewinn.

Meine Damen und Herren, die moderne Wissenschaft – das ist uns allen geläufig – ist ein Kind, oder besser gesagt: eine Schwester der europäischen Aufklärung. Der Auszug der Menschheit aus selbstverschuldeter Unmündigkeit – so lautet die berühmte Formel Immanuel Kants – war vor gut 200 Jahren die Initialzündung zur Entfaltung der modernen Wissenschaft, die seither eine beispiellose Erfolgsgeschichte geschrieben hat. Wissenschaft und Forschung haben die Lebensbedingungen unserer Gesellschaft in den vergangenen zwei Jahrhunderten maßgeblich geprägt. Und niemand wird heute ernsthaft bestreiten, dass unsere Gesellschaft auch in Zukunft von der Wissenschaft entscheidend mitbestimmt wird. Für die großen

Gelehrten der Aufklärung war es noch ganz selbstverständlich, nicht nur die Grenzen wissenschaftlicher Disziplinen zu überspringen, sondern auch die Grenzen der Wissenschaft selbst. Netzwerke von Dichtern und Denkern wie zum Beispiel in Jena – wo Goethe und Schiller, Hegel, Fichte und Schelling und namhafte Naturwissenschaftler wie Doebner oder Hufeland miteinander verkehrten – prägten den Geist der Aufklärung. Heute ist das eher eine Seltenheit. Es gibt aber gute Gründe, an solche Traditionen anzuknüpfen und sie mit neuem Leben zu erfüllen. Denn Wissenschaft ist kein Selbstzweck, sondern heute mehr denn je eine Triebfeder gesellschaftlicher Entwicklung. Sie darf sich deshalb nicht in den sprichwörtlichen „Elfenbeinturm“ zurückziehen, sondern sie muss sich öffnen und in den Dienst der Menschen stellen.

Noch nie – so scheint es mir – waren die Erwartungen an Wissenschaft und Forschung so hoch wie heute! Wir erwarten Fortschritte bei der Überwindung von Krankheiten, Techniken zur Beherrschung von Naturkatastrophen und Unterstützung bei der Lösung von sozialen Konflikten oder Umwelt- und Klimaproblemen. Wir fordern Konzepte zum Umgang mit dem demografischen Wandel, Anstöße zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und – damit beende ich meine Aufzählung, die jeder von uns noch lange fortsetzen könnte – Beiträge zur Bewältigung des Strukturwandels.

Wissenschaft und Forschung sind der Motor des wirtschaftlichen Fortschritts und die treibende Kraft für nachhaltiges Wachstum und mehr Beschäftigung. Das ist die eine Seite der Medaille. Sie sind zugleich – das ist die andere, nicht weniger wichtige Seite – Antwort auf die globalen Fragen unserer Zeit und Schlüssel zu einer sozial gerechten und kulturell vielfältigen Zukunftsgemeinschaft. Es geht bei Wissenschaft und Forschung also um nichts Geringeres als um die Gestaltung unserer Zukunft. Wer Zukunft gestalten will, der setzt auf die produktive Auseinandersetzung mit den Herausforderungen unserer Zeit, der ist bestrebt, Tore aufzustoßen und tragfähige Konzepte für das 21. Jahrhundert zu entwickeln.

Damit das so sein kann, müssen viele Voraussetzungen erfüllt sein. Geld spielt zum Beispiel eine Rolle, ganz gewiss. Die für Bildung, Wissenschaft und Forschung eingesetzten Mittel sind echte Investitionen in die Zukunft. Deshalb hat die Bundesregierung die Ausgaben dafür seit 1998 um stattliche 21,5 % auf rund 8,8 Mrd. € gesteigert. Noch nie wurde so viel in die Innovationskraft und Zukunftsfähigkeit unseres Landes investiert wie heute!

Es geht aber nicht nur um mehr Geld. Wer der Zukunft eine Richtung geben will, der braucht Visionen. Visionen, die keine Tagträumereien sind, die sich an der Realität orientieren, die konkret werden können, denn sonst enden Visionen in Illusionen. Solche Visionen können wir nicht von Feuilletonisten oder selbsternannten Futurologen erwarten. Sie müssen gründlich erarbeitet und diskutiert, oft auch wieder verworfen und neu erarbeitet werden, ehe sie für die Gestaltung unserer Zukunft taugen. Das ist ein ständiger Prozess. Ein Prozess, der Wissenschaft und Gesellschaft gleichermaßen fordert.

Wir stehen heute vor wissenschaftlichen und technologischen Umbrüchen, die nahezu jeden Lebensbereich betreffen, nicht mehr nur die Umwelt oder von uns selbst geschaffene Maschinen. Auch der Mensch selbst wird heute zum Gegenstand biotechnologischer Konstruktion. Wissenschaft und Forschung müssen deshalb – heute mehr denn je – über ihr Tun und Handeln Aufklärung und Rechenschaft geben. Dazu gehört mehr, als nur Themen, Ergebnisse und Produkte aus Wissenschaft und Forschung anschaulich und interessant darzustellen. Wissenschaft und Forschung müssen sich gerade bei strittigen Fragen der öffentlichen Diskussion stellen. Nur wenn es auch Laien möglich ist, sich bei solchen strittigen Fragen ein eigenes Urteil zu bilden, werden Wissenschaft und Forschung die notwendige Unterstützung finden.

Unsere Hochschulen, Forschungseinrichtungen und die Wissenschaftsakademien spielen hierbei eine Schlüsselrolle. Sie müssen wieder Zentren der geistigen Auseinandersetzung werden. Sie müssen Antworten auf die drängenden Fragen unserer Zeit geben und für einen schnellen Transfer neuer Erkenntnisse in Wirtschaft und Gesellschaft sorgen. Mein Ziel sind deshalb lebendige und kreative Hochschulen und Forschungseinrichtungen – eine Wissen-

schaftslandschaft, in der hervorragend ausgebildet wird, in der neue Ideen entstehen, in der sich Kreativität frei entfalten kann. Dies kann nur eine Wissenschaftslandschaft sein, die sich offen zeigt gegenüber neuen Entwicklungen, die international großzügig ist, in der Wissenschaftler und Studierende aus aller Welt gerne arbeiten und sich zu Hause fühlen.

In einer solchen Wissenschaftslandschaft haben gerade auch die Geisteswissenschaften als Bindeglied ihren besonderen und unverzichtbaren Platz. Die Rede von den zwei Kulturen, der naturwissenschaftlichen und der geisteswissenschaftlichen, die in letzter Konsequenz allein die Naturwissenschaften zum Motor der modernen Welt erhebt, wird heute mit vollem Recht als „Schnee von gestern“ bezeichnet. Zur Überwindung der Zwei-Kulturen-These gehört aber auch, nicht allein den Geisteswissenschaften eine auf Orientierung ausgerichtete Funktion zuzuschreiben. Das würde zu kurz greifen, denn Orientierung ist nichts, was sich disziplinär aufteilen ließe. Der Schlüssel zu einem neuen und zukunftsfähigen Ansatz in der Wissenschaft liegt in der Verschränkung von unterschiedlich ausgerichtetem Wissen, in der gezielten Verbindung von natur- und geisteswissenschaftlichen Kompetenzen. Diesen Schlüssel müssen wir nutzen und neue Tore aufschließen.

Meine Damen und Herren, wenn wir in der Wissenschaft neue Wege gehen wollen, spielt die Ausbildung von qualifiziertem Nachwuchs eine entscheidende Rolle, denn es sind die jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler von heute, die die Zukunft unserer Hochschulen und Forschungseinrichtungen gestalten werden. Mehr als alles andere brauchen wir deshalb ein nachwuchsfreundliches Klima, ein Klima der geistigen Herausforderung, das jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern bereits in ihrer kreativsten Lebensphase die Gelegenheit zu selbstständigem Forschen und Lehren gibt.

Genau an dieser Stelle setzt die Reform des Dienstrechts an unseren Hochschulen an. Wir befreien die Nachwuchswissenschaftler und Professoren an unseren Hochschulen aus einem bürokratischen Korsett, das aus dem vorletzten Jahrhundert stammt und in unsere Zeit einfach nicht mehr passt. Die Einführung von Juniorprofessuren gibt jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern jetzt auch bei uns die Möglichkeit, bereits mit Ende 20 oder Anfang 30 selbstständig und eigenverantwortlich zu forschen und zu lehren. Und mit der neuen Besoldungsstruktur für Hochschullehrer setzen wir ganz klar auf Leistung und Engagement. Das sind wichtige Voraussetzungen, damit sich eine neue Wissenschaftskultur entfalten kann. Eine Wissenschaftskultur, die nicht länger durch unzeitgemäße Hierarchien, disziplinbezogenes Kastendenken oder vergeistigte Weltfremdheit geprägt ist, sondern durch Offenheit, Austausch und Realitätssinn zugleich.

Meine Damen und Herren, die heutige Feier zeigt, dass die Mitglieder der Jungen Akademie nicht nur frischen Wind in die Akademien selbst bringen, die ja für viele bis heute der Inbegriff des wissenschaftlichen „Elfenbeinturms“ sind, sondern auch die Wissenschaft selbst mit neuen, kreativen und provozierenden Ideen bereichern. Mein Appell an Sie lautet deshalb: Lassen Sie sich dabei nicht bremsen! Machen Sie weiter so! Seien Sie auch in Zukunft ein produktiver Unruheherd in Wissenschaft und Gesellschaft!